

Instanz gesucht

Die Corona-Buchwelle nimmt Fahrt auf

Im späten achtzehnten Jahrhundert hat sich die Idee herausgebildet, die Vergangenheit gewinne mit der Zeit an Kontur. Je mehr Jahre verstreichen, desto klarer erstrahlten frühere Epochen, was uns wiederum in die Lage versetzte, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und Entwicklungslinien aufzuspüren. „Um Wirklichkeit zu erfassen“, sagt Erwin Panofsky, „müssen wir uns von der Gegenwart lösen.“ Eric Hobsbawm betrachtet historische Distanz sogar als „geheime Waffe“ des Geschichtsschreibers.

Auch Sachbuchautoren sind gut beraten, ihre Gegenstände mit Abstand zu umkreisen. Wer allerdings aktuelle Verlagsprogramme studiert, wird sich über die zahlreichen Titel zum Coronavirus wundern, welche entweder schon vorliegen oder in den kommenden Wochen erscheinen. Man ist geneigt, von einem neuen Genre zu sprechen, dessen Urheber auf die Notwendigkeit sozialer Distanz mit der Aufgabe historischer Distanz reagieren. Während Virologen hervorheben, wir stünden womöglich noch am Beginn der Pandemie, behandeln viele Zeitdiagnostiker Covid-19 und die Folgen wie ein Ereignis, das sich bereits gut überschauen lässt.

Alexander Kluge und Ferdinand von Schirach wollen in „Trotzdem“ (Luchterhand) klären, wie es in der Corona-Krise um unsere bürgerliche Freiheit bestellt ist, dozieren aber lieber über Carl Schmitt und Voltaire. Bezeichnenderweise verliert Schirach das Virus aus dem Blick, sobald er versucht, es zu charakterisieren: Sars-CoV-2 sei klassenlos und unterscheidet „nicht zwischen den Hautfarben, Geschlechtern, zwischen Alter oder Herkunft“. Damit ist keine Besonderheit aufgedeckt, sondern ein Gemeinplatz formuliert, denn auch Influenzaviren oder Streptokokken sind nicht wählerisch, frauenfeindlich oder frauenfreundlich. Kluge: „So viel Freiheit wie möglich muss erhalten bleiben. Gleichzeitig muss der Staat das Leben schützen.“ Schirach: „Es ist für Politiker eine furchtbare Zeit, ich bewundere, wie sie diesem Druck standhalten.“ Wer wollte da widersprechen? Oder weiterlesen?

Während der Piper Verlag einerseits kundtut, er verschiebe einen großen Teil seiner April-Titel, ist ihm andererseits Stefan Schweigers Brevier „Coronavirus“ bedeutend genug für eine Hauruckpublikation. Das E-Book ist schon erhältlich, die Taschenbuchausgabe folgt Mitte Mai. Der Autor verspricht Antworten auf dreiunddreißig Fragen, etwa: „Erkältung, Grippe – oder doch Corona?“ Da er das Buch im März geschrieben hat, konnte er nicht berücksichtigen, dass sich die von Sars-CoV-2 ausgelösten Symptome keineswegs auf Atemwege und Verdauungstrakt beschränken. Wie Forscher inzwischen herausgefunden haben, werden bei einer Infektion manchmal auch Gefäße, Nieren, Augen, Herz und das Nervensystem angegriffen.

Das Virus ist neu, die Faktenlage verschiebt sich täglich, eine stabile Einordnung der Umstände mutet einstweilen unmöglich an. Daher begeben sich etliche Autoren auf die Suche nach Analogien im Erfahrungsraum unseres kulturellen Gedächtnisses. Kluge wärmt das Hobbes-Diktum auf, der Mensch sei dem Menschen ein Wolf; Nikolaus Blome gibt in dem Sammelband „Corona und wir“ (Penguin) zu bedenken, viele Bürger suchten jetzt „nach einer Instanz, der sie Macht und Kontrolle vertrauen“; Paolo Giordano erinnert in seinem Essay „In Zeiten der Anstreckung“ (Rowohlt) daran, dass die Panik eine Erfindung Pans sei, und mahnt: „Bisweilen stieß der Gott so laute Schreie aus, dass er vor seiner eigenen Stimme erschrak und entsetzt vor sich selbst davonlief.“ Erkenntnisgewinn? Keiner, denn derartige Gedankenausflüge liefern sich mit gleichem Ertrag bei politischen Unruhen, Kriegen oder Naturkatastrophen unternehmen.

Gefragt sind dagegen neueste medizinische Forschungsergebnisse und Spezialisten, die kein Problem damit haben, Irrtümer einzuräumen. Deswegen ist das vom NDR produzierte „Coronavirus-Update“ mit Christian Drosten so gelungen. Der Virologe verzichtet darauf, rhetorisch aufzurufen, redet ausschließlich zur Sache und reflektiert fortwährend die Bedingungen unseres Wissens über Sars-CoV-2. Wie wohltuend das ist, wird deutlich, sobald zum Beispiel Ina Knobloch mitteilt, was man von ihrem Buch „Shutdown“ (Droemer) zu erwarten habe: „Enthüllungen und Zusammenhänge, die so manchen Thriller blass werden lassen.“ Nun schlägt die Stunde der Coronaschmöker, und auch hier ist zu befürchten, dass wir noch ganz am Anfang stehen. KAI SPANKE



Die Träume, die bei Sebastian Heinzl die mehrjährige Arbeit an „Der Krieg in mir“ auslösten, hat der Zeichner Igor Shin Moromiso ins Bild gesetzt.

Foto Igor Shin Moromiso

Innichten eines nebligen, feucht riechenden Waldes fährt er als Maschinengewehr-Schütze in einem Panzer und feuert auf einen Feind, den er nicht sieht. Er spürt, dass er auf Menschen schießt. Er glaubt, die Anwesenheit seiner Eltern zu spüren. Er steigt vom Panzer, umarmt einen Baum, der sich in seinen Vater verwandelt. Er weiß, dass die Szene am Beginn eines großen Krieges steht, dass es wieder passiert – der Westen überfällt Russland.

Sebastian Heinzl, Jahrgang 1979, ist Dokumentarfilmer. Er ist um die dreißig, als er anfängt, vom Krieg zu träumen. Es ist die Zeit seiner Hochzeit, das erste Kind ist unterwegs, als ihn die Träume zu jagen beginnen, das Glück seiner Gegenwart unterminieren. Beide Großväter waren im Zweiten Weltkrieg, Opa Fritz als MG-Schütze in Weißrussland, das hat er dem Enkel erzählt. Opa Fritz hat ihn aufgezogen, große Liebe. Vater, Mutter und Großmutter sind arbeiten gegangen, um Kredite abzahlen zu können. Der Opa stirbt, als der Enkel zehn Jahre jung ist. Später wird der Enkel ihn als Opfer verstehen, weil man ihn im Alter von siebzehn Jahren in den Krieg geschickt hat.

Opa Hans aus der väterlichen Linie hingegen, der war nicht auskunftsbereit. Auf Fotografien in Uniform zeigt er stets ein schiefes Lächeln, posiert als Schütze mit Gewehr. Feldwebel bei der Luftwaffe war er, erst in Frankreich, dann in Russland. Wo sein Regiment stationiert war, ist im Militärarchiv des Bundes gut dokumentiert, aber der Grad der persönlichen Verstrickung wird wohl nicht mehr aufzuklären sein. Bei beiden Großvätern stellen sich den folgenden Generationen ähnliche Fragen nach Schuld und Sühne, abschließende Antworten wird es nicht mehr geben.

Opa Fritz hat sich nach seiner Rückkehr aus dem Krieg in Nordhessen kaputtgearbeitet, um als Vertriebener nur ja nicht aufzufallen. Ähnlich die Haltung von Opa Hans, der Schreinermeister war. Hat er diese Haltung der unbedingten Leistungsbereitschaft, der Arbeitswut seinem Sohn Klaus und der wiederum seinem Enkel Sebastian vererbt? Wie ging Klaus Heinzl damit um, dass ihn ein traumatisierter Vater emotional nicht annehmen konnte? Was hat es für seinen Vater bedeutet, wenn sein heranwachsender Sohn Nähe, Liebe von ihm forderte?

Verlust von Verbindung, das ist eine ganz einfache Definition von Trauma. Und so macht sich Sebastian Heinzl auf, Verbindungen zu sich selbst wieder herzustellen. Eine Suche, die ihn sechs Jahre beschäftigen wird und an deren Ende ein Film und sein erstes, bei Kampahauser Media erschienenes Buch stehen werden – „Der Krieg in mir“, beides Anfang März erschienen. Der Film konnte nur noch in wenigen Kinos gezeigt werden, bevor Corona kam. Zum Jahrestag des Kriegsendes gibt es den Film dieser Tage als DVD (www.heinzlfilmshop.de), und das lohnt sich deshalb, weil hier an die neunzig Minuten Bonusmaterial zu sehen sind, die Hintergründe liefern, wo sich der Film auf die lebensgeschichtliche Recherche Heinzls konzentriert.

Leistungswille und Arbeitswut

Im Gespräch mit dieser Zeitung schildert Heinzl seine Verfahrensweise so: „Der Film ist eine Gratwanderung zwischen persönlichem Erleben und der Meinung von Fachleuten, die sich mit dem Thema Traumaforschung beschäftigen. Die Suche nach einem wissenschaftlichen Beweis stand für mich nicht im Vordergrund.“ Zunächst habe er versucht, seine Träume nachzuspielen, „aber das bekam schnell den Beigeschmack von Doku-Drama, wie es im Fernsehen schon so oft erzählt wurde“. Deswegen der Wechsel auf die Ebene der Animation, auf der Igor Shin Moromiso Traumbilder gezeichnet nachempfunden.

War doch alles ganz normal – damals?

Mein Trauma? Dein Trauma! Der Dokumentarfilmer Sebastian Heinzl unternimmt einen Selbstversuch, um den Spätfolgen des Zweiten Weltkriegs zu entkommen. / Von Hannes Hintermeier



Krieg nachspielen im Stalin-Linie-Museum nahe Minsk: Der Filmemacher und Autor in einer Uniform, wie sie sein Großvater trug

Foto Adrian Stähli

Heinzels Ehe zerbricht, davon erzählt er in Ansätzen im Buch, mitten in der Arbeit für den Film, Tochter und Sohn werden Patchwork-Kinder. Heinzels Seele ist wund. Er führt ein Videotagebuch, das ist ihm „wie eine Freundin, der ich zu jeder Tages- und Nachtzeit von mir und meinen Gefühlen erzählen kann“. Er habe schon vor dem Film therapeutische Erfahrungen gemacht, nach der Erfahrung mit „Der Krieg in mir“ könne er sich „durchaus vorstellen, mich in dieser Richtung noch fortzubilden, um anderen Menschen zu helfen“.

Die Beziehung zum Vater, der sich mit Beharrlichkeit und gewinnendem Wesen in den Vorstand eines Unternehmens hochgearbeitet hat, wird jedenfalls enger, auch wenn Klaus Heinzl nicht alle Fragen seines Sohns behagen. Die beiden reisen mit einem Filmteam nach Weißrussland, um herauszufinden, wo Opa Hans verwundet wurde. Sie treffen auf Zeitzeugen, die sich an die Massenmorde der Wehrmacht erinnern, die mehr als sechs-hundert Dörfer dem Erdboden gleichmachte. Jede Familie in Belarus hat aus dieser Zeit Tote zu beklagen. Und dann kommt dieser junge Deutsche und will wissen, wie sich der Krieg anfühlte. Das gefällt nicht allen. Aber er kommt nicht zum ersten Mal, wie sich zeigt, denn Heinzl hatte sich schon in früheren Filmen, ohne zu wissen, warum, mit der Region beschäftigt, die seit Timothy Snyders begriffsprägendem Buch „Bloodlands“ genannt wird.

Nahe der weißrussischen Hauptstadt Minsk gibt es das Stalin-Linie-Museum, einen militärischen Freiluftpark, in dem Schlachten des Ersten und Zweiten Weltkriegs nachgespielt werden, mit echten Panzern, Platzpatronen und Kunstblut. Besucher können MG schießen und im Panzer mitfahren. Heinzl, der den Wehrdienst verweigerte mit Verweis auf seine

windschiefen Hütte stehen Vater und Sohn Heinzl und blinzeln in die Sonne, in einem Land, das mit ihrem Leben mehr zu tun hat, als ihnen lieb sein kann. Aber sie begreifen, die Traumata, die man ihnen aufbürdete, werden hier greifbarer – und damit bearbeitbar.

Eine Leerstelle bleibt: Sebastian Heinzls Mutter taucht im Film nicht auf, im Buch an zwei Stellen. Auf die Frage, ob sich dahinter das Thema für den nächsten Film verberge, winkt der Dokumentarfilmer ab: „Nach sechs Jahren Erkundung meiner persönlichen Geschichte soll es damit erst einmal genug sein.“ Er habe viele Gespräche mit seiner Mutter geführt, „sich auf die väterliche Linie zu konzentrieren schien mir der klarere Weg, auch dramaturgisch“.

Die Entscheidung bedeutete auch, dass weite Teile der Hintergrundgespräche über die Themen Traumaforschung, Epigenetik und transgenerationale Übertragung im Film keinen Platz fanden. Die DVD-Ausgabe liefert sie nach und bereichert den Film. Heinzl hat unter anderem mit der Neuro-Epigenetikerin Isabelle Mansuy (ETH Zürich) gesprochen, mit den amerikanischen Traumaforschern Peter A. Levine und Anngwyn St. Just, der Journalistin Sabine Bode und der Tiefenpsychologin Verena Kast. Der Schweizer Traumatherapeut Andre Jacomet, ein Schüler Levines, bringt die Schwierigkeit der Aufgabe auf den Punkt – „eine Auseinandersetzung, die persönlich ist und gleichzeitig für die Öffentlichkeit bestimmt“.

Zwei Generationen, zwei Planeten

Diese Doppelrolle sei eine „extreme Herausforderung“ gewesen, sagt Heinzl, „mich zugleich als Regisseur und Protagonist vor der Kamera einem intensiven, persönlichen Prozess auszusetzen. Mir war aber auch klar, dass ich das stellvertretend für Millionen von Menschen mache.“ Seine Großväter seien gewöhnliche Wehrmachtssoldaten wie Millionen andere auch gewesen, „die dennoch beide eine dramatische Geschichte hatten, die als Normalität zu bezeichnen im Grunde verückt ist“.

Die in den Nachkriegsjahrzehnten gängige Denkart, man habe es doch mit ganz normalen Familien zu tun, steht mittlerweile auf einem löchrigen Fundament. Die Folterkeller sind sichtbar geworden. Sabine Bode hat in diesem Prozess mit ihren Büchern über Kriegskinder und -enkel in den vergangenen fünfzehn Jahren einen maßgeblichen Beitrag geleistet. In einem längeren Gespräch mit Heinzl erklärt sie, wie die Generation der Kriegskinder, die Jahrgänge 1928 bis 1945, es nicht geschafft habe, den Weg der Heilung einzuschlagen, weil sie selbst keinen Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen fand. Stattdessen stellte sie das Fürsorgeprinzip auf den Kopf, was dazu führte, dass die Kriegsenkel, Millionen von Baby-boomern, ihre Erzeuger „beelerten“.

Kalte Elternhäuser: Sie habe selbst lange unterschätzt, auf wie unterschiedlichen Planeten diese beiden Generationen gelebt hätten. Die ältere hätte viel Verheerendes erlebt, das sie zur Normalität erklärte, und wenn die jüngere Gefühle einforderte, verstanden die Kriegskinder das nicht und fühlten sich angeklagt. Mütter, die ihr schreiendes Baby in Panik versetzten, weil sie unfähig waren, das Kind zu beruhigen. Daraus resultierend bei den Kindern unerklärliche Blockaden, Alpträume – „Ängste, die ins Leben ihrer Eltern gehören“. Wie haben Peter A. Levine und Anngwyn St. Just bei ihrem Gespräch mit Sebastian das Ziel ihrer Arbeit beschrieben? „Wir arbeiten an einer Gesellschaft, die nicht auf Angst basiert.“

Und was ist aus den Träumen von Sebastian Heinzl geworden? Hin und wieder träume er noch vom Krieg, so einfach lasse sich dieser Teil von ihm wohl nicht abstellen: „Kürzlich hatte ich einen Traum, in dem es um das Ende des Zweiten Weltkriegs ging. Das habe ich als gutes Zeichen gewertet.“



Streamabwärts

Von Dietmar Dath

Bis gerade eben galt bei der Academy of Motion Picture Arts and Sciences, die über die Vergabe der Oscars entscheidet, die Regel, dass ein Film, damit er für die Auszeichnung in Erwägung gezogen werden kann, an mindestens sieben aufeinanderfolgenden Tagen in einem Kino in Los Angeles gezeigt worden sein muss. Die Kinos aber sind nicht nur dort geschlossen; niemand weiß, wie lange noch. Diese Lage ändert das Verhältnis zwischen technischen Gegebenheiten und Institutionsverhalten: Jetzt gab die Academy bekannt, man werde beim nächsten Mal, im Februar 2021, auch Filme auszeichnen, die nur per Stream zum Publikum gelangt sind. Täte man das nicht, gäbe es diesmal wenig zu ehren. Bekanntlich feiert sich die Filmbranche bei der Oscar-Gala gern als ethische Instanz: Die hübschesten Großverdienergesichter halten da moralisch hochwertige Reden für Fleischverzicht oder Geflüchtetenhilfe, und ihre kritischen Posen passen zum Anspruch vieler Filme, die Hollywood ins Oscar-Rennen zu schicken pflegt, beim letzten Mal etwa „Dark Waters“ über die giftigen Mächenschaften des Chemiekonzerns Dupont oder „Bombshell“ über die heillosen Zustände beim Medienkonzern Fox News. Man klagt an, man ruft zum Handeln auf. Die in der amerikanischen Kulturindustrie geläufige Begründung für dergleichen Engagement folgt der vom keineswegs links-liberalen Medienprofi Andrew Breitbart geprägten Maxime „politics and morals are downstream from popular culture“, Politik und Moral liegen stromabwärts der populären Kultur. Soll heißen: Was die Leute in Songs hören, im Kino sehen oder sich beim Festakt erzählen lassen, formt ihre Werte. Wenn das stimmt, dann könnte die neue Lage, die das Verhältnis zwischen den technischen Gegebenheiten und institutionellem Verhalten ändert, auch dazu führen, dass die Filmschaffenden, die nächste Jahr bei den Oscars die ökonomische Macht der Streamingdienste endlich als Kulturmacht anerkennen müssen, statt nach Dupont und Fox News auch mal nach Disney und Netflix, nach deren Moral und Politik fragen. Weitere Veränderungen nach demselben Muster sind denkbar: Bis gerade eben galt etwa die Regel, dass Banker in der Krise Rettungsgeld aus dem Steuertopf kriegen, aber Krankenschwestern nur Applaus und ein Ständchen. Bis gerade eben galt ferner die Regel, dass Streiks zur Erzwingung besserer Produktionsbedingungen heute wegen der Globalisierung nichts bringen, da Konzerne stets in Billiglohnländer ausweichen können und Versorgungsketten weit über die Reichweite eines Streikbeschlusses hinausgreifen. Auch da gibt's derzeit eine neue Lage, bereits erkannt von streikenden Beschäftigten im Fiat-Werk von Pomigliano d'Arco bei Neapel, die Druck machen, weil sie mehr Arbeitsschutz wollen. Man sieht: Die aufregenden politischen Filmstoffe häufen sich. Ob Hollywood ihnen gewachsen ist?

Zwölfwache Anerkennung

Haus der Kulturen der Welt teilt Literaturpreis

Das Haus der Kulturen der Welt in Berlin vergibt seinen Internationalen Literaturpreis in diesem Jahr zum zwölften Mal, und passenderweise wird es zwölf Gewinner geben. Die Jury hat sich entschlossen, in den für Künstler und Publizisten existenzbedrohenden Corona-Zeiten die eigentlich für ein einzelnes Buch gedachte Dotierung von 35 000 Euro auf alle sechs nominierten Titel zu verteilen. Da der Preis für ins Deutsche übersetzte Gegenwartsliteratur ausgeschrieben ist, teilen sich traditionell Autor und Übersetzer des Gewinnerbuchs das Preisgeld (nämlich im Verhältnis 20 000 zu 15 000), doch diesmal werden zwölf Personen – sechs Autoren und sechs Übersetzer – mit jeweils demselben Betrag bedacht. Um diese Verteilung glatter bewerkstelligen zu können, beträgt die Gewinnsumme in diesem Jahr 36 000 Euro. Die sechs nominierten Bücher werden am 4. Juni im Deutschlandfunk Kultur bekanntgegeben, die ursprünglich geplante Preisverleihung im Haus der Kulturen der Welt wird entfallen. apl